

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1929**

24.11.1929 (No. 47)



# Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

18. Jahrg. No 47



24. Nov. 1929

Paul Kadewig / Arthur Böhlingk

Als Sproß einer der deutschen Familien, welche Peter der Große zu Anfang des 18. Jahrhunderts unter weitgehenden Privilegien mit sich nahm, wurde Arthur Böhlingk am 31. Mai 1849 in Petersburg geboren. Auf nichts war er lebenslang stolzer, als darauf, daß bis auf seine Zeit die Familie trotz mannigfacher, auch verwandtschaftlicher Beziehungen zu ersten russischen Familien, ihr Deutschtum bewahrt hatte. In Wahrheit war die Familie kosmopolitisch in edelstem Sinne, und als Petersburger Handelsmann mit großen Beziehungen im Besitze einer hohen Kultur. War doch zum Beispiel der Erzieher des Kaisers Alexander I. von Rußland — La Harpe —, der auch als erster Direktor der Schweizer Republik von Napoleons Gnaden und auf langjährigem Beobachtungsposten in Paris eine der wichtigsten europäischen Persönlichkeiten zu Anfang des 19. Jahrhunderts war, durch Heirat einer Böhlingk der Groß-Oheim Arthur Böhlingks.

Für die Entwicklung von Arthur Böhlingk als Mensch und Gelehrter war wichtig, daß er die ersten tiefen Eindrücke in England gewann, wo er mehrere Jahre die Schule besuchte. Seine Eltern hatten sich zeitweilig dort niedergelassen. Er hat damals den Grund zu seiner Kenntnis englischen Wesens und der englischen Literatur gelegt, seinen freien Horizont und sein Verständnis für die wahrhaft großen Eigenschaften des Engländer gewonnen, ohne daß er die peinlichen und wahrhaft häßlichen Züge Englands dabei über sah. Später auf dem russischen Gymnasium, und auf weiten Reisen fast in ganz Europa gebildet, besaß er als kaum 20jähriger eine erstaunliche Summe von Kenntnissen, nicht nur in den Hauptsprachen Europas, sondern auch in ihrer Geschichte, Kunst und Literatur. Zudem, was die Hauptsache und in seiner ganzen Zukunft bezeichnend ist, hatte er ein sicheres und natürliches Urteil für das Wesen der Dinge, für ihren wahren Gehalt ausgebildet. Dabei als eine besondere Stärke Selbständigkeit.

Sein Auge war von vornherein auf Deutschland gerichtet. Er war in der Hauptsache Jener Student, wenn er auch in Bonn und in Heidelberg zeitweilig gehört hatte. Die große Tradition der Goethezeit lebte noch in Jena, als Böhlingk zu Ende der 60er und Anfang der 70er Jahre dort studierte. Ein Kranz hervorragender Lehrer war an der Hochschule versammelt, unter ihnen Cuno Fischer. Eine Kolonie vornehmer und hochgebildeter Russen, unter ihnen Böhlingks Oheim, der große Sanskritist Otto von Böhlingk, hatten sich dorthin zurückgezogen. Ja, es bestanden noch manche direkte Beziehungen zu Goethes Tagen — hatte doch zum Beispiel der alte Seebeck als junger Gelehrter noch Goethes Wertschätzung besessen, der, als Böhlingk studierte, Kurator der Universität Jena war. Als eine schönste Erinnerung mag verzeichnet werden, daß Seebeck von ihm gelegentlich gesagt hat: „Seine Augen, seine Augen — ich habe seit Goethe diese Augen nicht gesehen!“

Es konnte nicht fehlen, daß bei seiner glänzenden Auffassung und den schöpferischen Fähigkeiten Böhlingk schon als Student unter den Kommilitonen eine Rolle spielte, die ihn gelegentlich mit der akademischen Behörde in Konflikt zu bringen drohte, — zumal es ihm an Streitbarkeit keineswegs gebrach. Soviel davon in der Erinnerung haften geblieben ist, hat es sich aber, genau wie später sein ganzes Leben hindurch, niemals um anderes gehandelt, als um Dinge, die der Rede wert waren und die in ebenso zündender wie vornehmer Form von ihm vertreten wur-

den. Auch wo er nicht obsiegte, war er der allgemeinen Achtung stets sicher, die Jugend aber, soweit sie begeistderungsfähig war, hatte er stets hinter sich. Böhlingk wäre, wenn nicht durch eine, wahrscheinlich fehlerhafte, Behandlung sich sein schwerer Gehörfehler entwickelt hätte, schon bevor er das zweite Dezennium seines Lebens erreichte, in seinem auf höchste Aktualität gerichteten Wesen zu einer ganz anderen öffentlichen Rolle berufen gewesen, als die gewesen ist, die er unter diesen Umständen spielen durfte.

Im Verlaufe seiner Studien, die wesentlich Geschichte und Literatur, aber in breiter Grundlage umfaßten, hatte es Böhlingk vor allem die gewaltige Gestalt Napoleons, dann unter den Dichtern die Shakespeares angetan. Er nahm in der Absicht, die akademische Laufbahn in Jena einzuschlagen, in Verfolg seiner Beschäftigung mit Napoleon, eigentlich als erster, Quellenstudien in den Pariser Archiven auf. Die Frucht war sein erster Band: „Das Emporkommen Napoleon Bonapartes“ vom Jahre 1878, von dem kleinere Abschnitte bereits 1876 als Habilitationsschrift Verwendung gefunden hatten. Man muß es Böhlingk lassen — er hat mit dem schärfsten Blick und einem für seine damaligen Jahre bewundernswerten Urteil in Kürze schon das meiste festgelegt, was die offizielle akademische Aktienpublikation erst Jahrzehnte später „entdeckte“. Für den, der Augen und geistigen Maßstab hat, dem es nicht auf den Aktienbuchstaben, sondern auf das Wesen der Dinge ankommt, ist noch heute Böhlingks Napoleon, den er 1880 durch einen zweiten Band zu dem vorausgehenden Abschluß brachte, das grundlegende und wegweisende Buch über den Gewaltigen geblieben. Das Buch teilt mit anderen wirklich bedeutenden Büchern das Schicksal, daß es dem formalen akademischen Mechanismus unbequem war. Das Vorschreiten seines Verfassers mußte dadurch von vornherein bei der geschlossenen Junifront in Frage gestellt werden. Da zudem Böhlingk das Unglück hatte, in einer an sich im Zusammenhang seines Buches recht nebensächlichen Frage, der Frage nach der Urheberschaft des Rastatter Gesandtenmordes (1799) sich den Widerspruch und bei zähem Festhalten seiner Ausführungen die Verfolgung Heinrich von Sybels, der ihn bis dahin geradezu als Zukunftsman geschätzt hatte, zuzuziehen, so war das Schicksal des unbequemen Mannes erfüllt. Wenn nicht im Jahre 1884 der unergiebliche Staatsminister Roff, als ihm der Uriasbrief, betreffend Böhlingks Eignung als öffentlicher Professor, zugekommen war, sich nicht selbst die Mühe genommen hätte, Böhlingks Ausführungen zu lesen, und sich dahin zu entscheiden, „für solche Arbeit ist schon manch einer Professor geworden“, so hätte Böhlingk vermutlich keinen akademischen Lehrstuhl erhalten. Der Kampf und der „aktenmäßige“ Nachweis, wie verkehrt die Böhlingksche Beweisführung wäre, daß Napoleon selbst ganz in der vorher und bis auf unsere Tage nachweislichen französischen Taktik den Rastatter Gesandtenmord selbst angestiftet habe, ist noch jahrelang fortgegangen. An dem sachlich vollkommen richtigen Schlusse Böhlingks hat sich dadurch nichts geändert. Ihn hat übrigens die Streitfrage so wenig berührt, daß er selbst gewichtige, aktenmäßige Unterstützung seiner Ansicht ruhig hat liegen lassen, weil das ganze für ihn in diesem Ausmaße keine Bedeutung hatte.

Wenn Böhlingk mit der Berufung nach Karlsruhe 1884 zugleich den Lehrstuhl für Geschichte und Literatur erhielt, so mochte er vielleicht ungern auf die historische Hauptprofessur an einer Universität verzichten. Es bleibt indessen richtig, daß die Karlsruher Professur mit ihrer Doppelaufgabe schwerlich besser besetzt werden



konnte. Die alexandrinische Förschung war nun einmal Böhrlings Sache nicht. Wohl aber war er im Sattel, wenn es galt, in großen Zügen freischaffend Geschichte zu gestalten, wie dann, wenn es galt, in das Wesen der höchsten Dichtung liebevoll und begeistert einzudringen. Dem Schreiber dieser Zeilen ist kein schriftstellerisch hervortretender Deutscher der Gegenwart bekannt, der Shakespeare, den Böhrling zwanglos in der Ursprache beherrschte, tiefer und geistvoller, erschütternder und überzeugender erfaßt und in seiner stilistisch besonders markierten Form nahe zu bringen verstanden hätte, als Böhrling. Seit Schlegel ist solches nicht dagewesen. Es war nur wieder das Unglück, daß Böhrling bei einer nicht hinlänglich straffen Führung und Stilform das „Aftenmäßige“ nicht eng genug für das Bedürfnis der Gegenwart beachtete. Jahrzehnte hat er sich unablässig im vollen Besitz des kritischen Materials der Gegenwart und der gesamten Shakespeare-Literatur, ohne doch ihr Sklave zu werden, mit Shakespeare beschäftigt, ihn dauernd in Wechselbeziehung mit der empfänglichen und verehrend anhängenden Jugend durchgearbeitet. Er ist dabei zu Resultaten gekommen, die, obwohl sie zünftig mit der herkömmlichen Erbarmungslosigkeit und akademischem Vorurteil beiseite geschoben wurden, die Bestimmung haben, in Zukunft doch zur Geltung zu kommen. Erst Ende der 90er Jahre erwuchsen ihm die Früchte aus dieser Arbeit in seinen drei Bänden „Shakespeare und unsere Klassiker“, nämlich „Vesling, Goethe und Schiller“. Trotz der in vieler Hinsicht ungewohnten Form, besonders für Leute, denen es nicht gegeben ist, sich willig zu ergeben, um ihr Urteil dadurch zu befreien, trotz einer gewissen Breite, trotz vieles scheinbar Ueberflüssigen, sind diese drei Bände das erste, wodurch hinreichend der Einfluß Shakespeares auf unsere drei Großen klargestellt wird. Bei Vesling fallen einem geradezu die Schuppen von den Augen, daß und wie er derjenige ist, welcher Shakespeare am höchsten begriffen hat.

Böhrlings universelle Eigenschaft war die eigentliche Ursache, weswegen er nach der Uebernahme der Professur 1884 zunächst die Empfindung hatte, daß Karlsruhe nicht eigentlich der Boden für Fortsetzung seiner begonnenen historischen Studien sei. Mit Napoleon hatte er von der überflüssigen Diskussion, zu der er sich über den Rastatter Gesandtenmord verleiten ließ, ohnehin abgeschlossen. Das Menschliche und Historische wie das dramatische Problem war für ihn erledigt, sobald Napoleon erster Konig geworden war. Alles übrige, so schloß er, ist, nachdem der Große das Ziel erreicht, nur Abwicklung. Unter diesen Umständen wartete Böhrling ruhig auf die Anregung, die sich ihm aus seiner Karlsruher Lage ergeben möchte, indem er übrigens treulich und mit großem Erfolge seine Vorlesungen führte. Da fakte die in den 80er Jahren einsetzende wirtschaftliche und politische Entwicklung den Tatmenschen. Er sah die einfache klare Größe Bismarcks in unerhörtem Kampfe mit den Mächtigen neben ihm, mit den in vorderer Reihe Arbeitenden des eigenen Volkes, mit den Parlamenten, deren Kleinheit und Häßlichkeit der große Deutsche in seinen Erinnerungen mit Coriolans erschütterndem: „Get you home, you fragments“ abführt. Er sah Kräfte sich regen, die in stärkstem Widerspruche mit hergebrachten Anschauungen und benutzten Wegen standen, und glaubte in seiner öffentlichen Stellung Berichterstatler, Begleiter, Warner, Helfer nach ehrlichem Vermögen sein zu müssen. So sprang er, ungeachtet seiner immer mehr störenden Schwerhörigkeit und mit zäher Energie die ihm daraus erwachsenden Hindernisse sogar in öffentlicher Versammlung und in der Wechselrede bewältigend, überall da ein, wo er ein offenes Wort für notwendig hielt. Da hat er sich nie gefürchtet, auch dann nicht, wenn man ihn warnte: „Sie stehen ganz allein!“ — „Mit einer guten Sache!“ konnte er dann wohl in stärkstem Akzent antworten. Gesehen hat er immer etwas Richtiges, ob er in den Wegen immer „diplomatisch“ vorging, ist eine andere Sache. Es dürfte wesentlich Schuld seiner Taubheit gewesen sein, wenn er in seiner Streitbarkeit und zähen Verfolgung weiter ging, als es für die Sache im besonderen Falle nötig gewesen wäre.

Aus aktuellen Anlässen erklären sich eine ganze Reihe von rasch unter das Publikum geschleuderten Schriften politischen,

wirtschaftspolitischen und anderen Inhalts vom Ende der 80er bis Ende der 90er Jahre. In Fragen der Eisenbahreform, der Zollpolitik und anderem war er, manchem unbequem, aber stets mit offenem Biss kämpfend, am Plage. Wir können heute rückblickend sagen, — gewirkt hat Böhrling jedesmal. Bei diesem Wirken aus der Zeit, für die Zeit, ist wahrlich mehr als eine voll schwere Frucht erwachsen, die noch heute gilt. Wir nennen besonders „Bismarck als Nationalökonom“ (1908), „Bismarck und das päpstliche Rom“ (1911) und „Bismarck und Shakespeare“ (1908). Wird Böhrling mit den ersten beiden Büchern dem besten Deutschen an Stellen gerecht, wo er nur bei überlegener Beherrschung des Mannes und der Zeit in seinem klaren Willen, Wägen und Schlagen, erkannt werden kann, so ist das letzte Buch bestimmt, Bismarck den schönsten Kranz zu reichen. Es zeigt ihn als eine Persönlichkeit, in vollem Sinne auf der Höhe der Menschheit, wie sie nur Shakespeare zu charakterisieren gelungen ist. Hier ist, was in Böhrlings Schriften sonst nicht leicht gesagt werden kann, zu dem treuen und tiefen auch ein lebenswürdiges, nicht leicht zu übersehendes Buch ans Licht getreten.

Böhrlings letztes Werk, welches seinem Verwandten, dem Waadtländer Friedrich Cäsar Zaharpe gilt, dem Erzieher und Berater Alexanders I. von Rußland, dem Manne, der eine der stärksten Persönlichkeiten im Kampfe gegen Napoleon I. war, und, der erster Direktor der Helvétique, in der Geschichte der Schweiz eine hervorragende Bedeutung besitzt, ist seine letzte große, Jahrzehnte lang vorbereitete Arbeit. Es hat unverdienterweise seit seinem Erscheinen im Jahre 1925 nicht die Beachtung gefunden, die es verdient. Nicht nur, daß es durch die erstmalige volle Bewertung des Archivs der Familie Zaharpe ein Quellenmaterial ersten Ranges verwertet hat, es zeigt eine seltene Gesamtkennntnis alles sonst Erreichbaren, zeichnet sich durch selbständige Gesichtspunkte aus. Wie B. die Rolle Alexanders I. in und nach den Befreiungskriegen zeichnet, als des wirklich Führenden bei der Umgestaltung Europas, ist allein schon ein glänzendes Dokument überlegener Historik. Wie B. in die nichts weniger als einfache Entwicklung der neuen Schweiz einführt, nicht weniger, wenn schon vielleicht nicht jedem zusagend. Daß B. Zaharpe vor unbefangener Kritik für die Zeit bestehen wird, ist unsere Ueberzeugung.

In den letzten Jahren hat die Feder B. nicht geruht — wenn er auch weniger drucken ließ. Seine vor drei Monaten erschienene kleine Schrift über die Tributkonferenz in Haag legte z. B. in der geschickten Form des Gesprächs in floter und die springenden Punkte frisch fassender Form die Lage allgemein verständlich dar. Leider erschien sie zu spät, als daß sie noch hätte wirken können. Die dahinter erschienene kleine Schrift über den Völkerbund ließ freilich an Kraft und Inhalt nach.

Alles in Allem — ein ungeheures Maß an fruchtbarer Arbeit, besonders neben einer breiten unmittelbaren öffentlichen und journalistischen Tätigkeit. Der Mann steht in jedem Falle dahinter, gleichviel ob er angreift oder verteidigt. Freilich ist auch sein Angriff stets eigentlich Verteidigung gewesen, ob er nun für eine Person oder ob er für eine Sache einsprang.

Es wäre wunderbar, wenn ein Mensch von so reicher Anschauung wie Böhrling dichterisch sich nicht versucht hätte. Er hat drei Dramen veröffentlicht: „König Konrad“, „Franz von Sickingen“ und „Napoleon“. Es war sein Schmerz, daß er als Dichter nicht aufgenommen worden ist. Aber gerade seine Dramen zeigen, wie sehr er im Grunde Forscher war. Er hing an Stoffe und an der Darstellung, wie sie der Gelehrte zu geben vermag. Trotz hoher Gedanken und historischer Wichtigkeit würden diese Werke seinen Namen nicht auf die Zukunft bringen. Das wird aber sein Napoleon und seine Shakespeare-Arbeit sowie was er über Bismarck gesagt hat. Weder anderes wird ihm als Werk, welches für die Zeit ein wertvolles war, und im Augenblicke, wo es da war, seinen Zweck voll erfüllt hat, aufgerechnet werden dürfen.

Als Gesamturteil wird für Böhrling gelten, was sein Shakespeare von dem Besten sagt: „Er war ein Mann, nehmt alles nur in allem — ich werde nimmer seinesgleichen sehen.“

## Hermann Cris Busse / Was saß Virginia dazu?

Eine tragikomische Geschichte

Das Gemüt der Häsin Selma froz vor Einsamkeit; denn man hatte sie in die Fremde gefahren. Sie sah seit einigen Tagen schon mutterselnenallein in einer grobhergerichteten Würfelzucker-Kiste in der Wagenscheuer, und so oft sie auch die roßigen, schönen Ohren stellte, um zu lauschen, hörte sie doch weder neben noch über sich das bekannte Gehoppel der Kameradschaft, und ihr sehnsüchtig schnupperndes Nasennäschen roch nicht den geringsten Gefährten. Daran merkte sie, daß sie ganz und gar in der Fremde war. Untertags ging das noch, zumal es beim Futterieren wundergarden Salat und junge Gelberüben gab. Man schien sie pflegen zu wollen. Ihr Herr stand oft vor dem Gitter und sah freundlich

herein, das alte Hexengesicht der alten Bäuerin blieb weg, und deren krumme, harte Finger zogen ihr nicht mehr die früher so spärlichen Bissen vom Maule fort. Am Tag war es also erträglich. Sie sah, daß viele von den Tieren, die sie ehemals schon in Stall und Hof der alten Heimat hatte beobachtet können, auch in der neuen Leben mußten, und so viel sie merken konnte, gerne hier weilten.

Da tanzte Garibaldi, der Hahn, um seine einzige Henne. Unter hundert hätte man ihn herausgefunden; denn er war ein Prachtexemplar von Hahn, mittleren Alters, das Gefieder schillernd schwarz, stolzierte er umher. Sein Schwanz bestand aus



einer einzigen und unerhört lähn geschwungenen Sichel, deren Spitze von allzu eifriger Pflege etwas mitgenommen schien, lädiert sozusagen.

O lachet nicht! Er ist es wert, beschrieben zu werden, der treue Hahn. Seine Eleganz stand auf zwei allerdings ziemlich kurz geratenen und krumm eingesehten Beinen. Dafür steckten sie in schönen, blutigen Hosen, die Sporen indessen schienen ritterlich stark ausgebildet. Von einem Kamm, der Krone jeden Hahnes, ist zu berichten, daß er von interessantem Formenreichtum war, französisch und vergrumpfelt, grauelfroja in der Farbe wie ein uralt, im Tröbelerladen vergräntes Stückchen Brabanter Spitze (er war holländischer Abkunft trotz seines Namens Garibaldi). Besagter Kamm sah ihm etwas schief auf dem schmalen Köpfchen. Er ist doch niemals beschwipst? Aber das gab Garibaldi jenen leichtsinnigen Schwung, der seine Henne Virginia so mißtrauisch machte. Auch hatte sie tatsächlich in der alten Heimat ihn zuweilen von der Nähe des Nachbarhühnerhofes wegludern müssen. An die Hennen der alten Bäuerin im eigenen Hof verlor er kein Auge, sie waren älter und häßlicher als die seine und deren Hahn ein ausgemachter Grobian: blöder Plops allesamt!

Aber über dem Hag, da schritten voll und stolz in weißer Reinheit die schönen Wyandottehennen, deren Hahn, fett und phlegmatisch, sich wenig um sie annahm. Auch da sah man es ja wieder deutlich: „Weiß macht Träge“, dachte Virginia. Garibaldi stellte sich aufrecht hin und krächte. Er hatte eine schöne, männliche Stimme. Der Weiße drüben krächte selten, seine Kehle gab nichts her vor Fett, und er hatte gewiß auch Angst, er krächte sich einen Bruch an. Und überhaupt, man krächte nicht, wenn man so vornehmer Abkunft ist. So laut und oft kletterten auch die fremden Damen nicht, wie dies Virginia tat, die jede neue Feder, die ihr oder ihrem Gemahl wuchs, genau so lärmend verkündigte wie die Eier, die sie legte. Freilich, die Wyandottes legten nicht fleißig.

Im übrigen hörte Virginia fast das Gras wachsen, sie war das Tagblatt des Dorfes Schtingen; denn sie mischte sich gern unter die Gänse, die ja weit herum kamen und mit allen Gänsen des Dorfes tägliche Versammlung abhielten, und hörte zu. O, sie war klug, stand bescheiden dabei, schläfrig mit den Lidern nickend, aber das Ohr wachte. Die dummen Gänse ahnten nicht, wie breit und maßlos sie den Dorfklatsch dem verachteten Huhn zuzuschmetterten. So erfuhr Virginia auch bald, daß es eine Aenderung gäbe und das junge Paar, Josef und Marie, auf die Burg Rheineck zögen, denn mit dem alten Riß von Schwiegermutter konnten sie nicht weiter auskommen. Die schalt und graunzte Tag und Nacht, gönnte dem Schwiegerjohn nicht das Schwarze unter dem Nagel, der Tochter zählte sie die Bissen vor, dem von Josef auf den Hof gebrachten Getier wünschte sie die Kränk ins Gedärme.

Seit der Josef, von Jörn übermann, die böse Bäuerin eines Morgens aus dem Stubenfenster auf den Mist hinausgeworfen hatte, ward es für ihn zur beschlossenen Sache, daß er abziehen wolle und müsse, sei es auch nach Amerika.

Da hatte der Professor, der Maler, der den Rheineck samt Burggrüne, Herrenhaus und Bauernhof mit Feldern besah, ihm vorgeschlagen, die Landwirtschaft zu besorgen, das Gut zu betreiben. Selbstverständlich sagte Josef zu, obwohl der Rheineck in der Einöde lag, wie die Schtinger meinten, hoch über dem Rhein, also auf einem Berg über dem Dorf.

„Mir gleich“, brummte Josef, „will nix mehr von den Leuten wissen, sind allesamt falsch.“

Die Gänse vom Kronenwirthshaus hatten alles mitangehört. Virginia kletterte den Tieren im Hof ihre Wissenschaft vor. Die wunderten sich und hatten doch ein bißchen Angst, denn kein Tier mag gern aus der Heimat fort, auch wenn sie noch so armfellig ist. Hals über Kopf schier ging der Auszug von statten. Sie merkten alle bald, daß die neue Heimat sich nett anließ.

Und wie nett! Garibaldi wurde hitzig vor gutem Futter und verfolgte Virginia mit Getänzel und Liebesanträgen, so daß sie sich oft kaum retten konnte, davon lies sie und da, oder auch ein bißchen spottete über seine einsame Feder, denn das ertrag er schlecht, und die übermütige Laune kam ihm dann für ein Weibchen abhanden.

Selma beobachtete dies alles, vornehm hinter das Gitter gelagert. Sie belächelte vielleicht das Getue dieser kleinen, eilen Leute. Sie war ja die schöne, weiße, belgische Alesenhäsin Selma. Das sagt genug. Menschenfrauen ihres würdigen Ansehens würden durch die Stielbrille schauen, ruhig und ernst, als langwelle sie alles unendlich.

Ach Gott, wie deplaciert lebte sie eigentlich, mißgeschick; denn sah von allem Getier im Besitze des Herrn Josef Guldenbusch auch nur eines so aus, als könne es auf einer Stufe mit ihr, der Häsin Selma, stehen? Seht nur die Kuh Karoline genau an. Sie ist ein rechtes Monstrum ihres Geschlechts. Ihre Beine stehen röhrenförmig zueinander. Ihr Bauch hängt tief herab, die Wempe schlampert vor ihr her wie ein leerer Kartoffelsack. Aber sie hat ein ungemein gutmütiges Gesicht, das hat sie, wenn auch darüber die feindselig nach vorn gespitzten starken Hörner stehen, und: strip, stray, stroll, es heißt, sie gäbe viel Milch, sämig, wohlschmeckend. Ja, sie machte aber doch einen recht ungesunden Eindruck und laute den lieben, langen Tag.

Hättele, die Ziege mit dem hochmütigen Gang, konnte doch nur noch als verblühte Schönheit gelten. Man weiß ja, wie alte

Ziegen aussehen können: sehr malerisch, gewissermaßen urweltlich geformt. Ihr Eigensinn und ihre Launen waren unvergleichlich, ihre Neugier seltsam. Sie schien gebildet, denn sie begeisterte sich für Musik. Wenn Josef piff, oder wenn aus dem Herrenhaus Klavierpiel drang, vergaß sie selbst das gelüftete Schnaigen und stand still, um zu lauschen.

Da war noch Jutta, die Hündin, ein unerträgliches Frauenzimmer, mit dem Temperament zehn alter Zigeunerinnen. Es gab doch nichts und niemand, was die hätte im Hof sich rühren lassen, ohne in rasende Wut anzugehen an ihrer Kette mit wüßlichem Gebell zu verfallen. Kurzbeinig, mager, schmutzig gelb und drahthaarig, konnte sie mitten aus der Wüste Sahara entsprungen sein, wo es furchtbare Exemplare ihrer Gattung geben soll, gieriger, gefährlicher von Mensch und Tier als der Löwe.

Alle hatten vor ihr Angst, nur einer nicht, und diesen ließ auch Selma stets vor ihren schwermütig gleichgültigen Augen mit leiser Anerkennung bestehen, Willi, den mächtigen, elegant in Schwarzweiß gekleideten Kater, Ausbund männlicher Schönheit in besten Jahren. Kleine Veränderungen an Beinen und Ohren nur, und man hätte ihn für einen edlen Verwandten der belgischen Hasenrasse ausgeben können, dachte Selma insgemein und seufzte vornehm. Willi zeigte auch sonst Tugenden, die auf bessere Herkunft schließen ließen. Gewiß, man mußte heutigentags vorsichtig sein mit den Ehrenbezeugungen, vor sicher auftretenden Individuen besonders, denn gerade mit dem Adel wird so viel Hochstapelei getrieben. Willis Tugend bestand aus kühnem Mut gepaart mit gutem Witz.

Er lagerte sich mit Vorliebe um Katerlänge entfernt von der grimmigen Jutta, blinzelte träge in die Sonne und dehnte wohligh die scharfbewehrten Pfoten im Sand. Wenn Jutta knarrte, fauchte er freundlich, nur so nebenbei. Sie schwieg dann, denn sie hatte schon einmal eine Tazengärtlichkeit zu kosten bekommen. Ihre straffen Haare über den Zähnen zitterten vor gereifener Wut, diesem Mannsbild hätte sie ja am liebsten das Genick abgebeutelt.

„Eigentlich ein armes Geschöpf“, dachte Selma zuweilen von Jutta; denn sie hatte früher, als sie noch in der „Krone“ lebte, als blutjunges Ding den Studenten zugehört, die von Freiburg herübergekommen waren, um zu zechen und hatte derart Verschiedenes über Seelenkunde erfahren. Ein armes Geschöpf, dachte sie. Es hat wohl eine sittlich erbärmliche, verwahrloste Jugend verlebt. Im Grunde genommen schien ihr diese grobe, charakterfeste Hündin, die sich gab, wie es ihr im Blut lag, noch angenehmer, als jene eingebildete Henne Virginia und deren aufgeblasener Fant von Mann, der leider vorgab, ein halber Landsmann von Selma zu sein. Virginia hingegen war der Typ eines altmodischen, ernstlichen Huhnes, ein braves Landhuhn eben, fleißig, fruchtbar und bigott. Wenn es den Abendsegen läutete, hockte sie längt auf der Stange und dulbete auch nicht, daß ihr Mann die Gebote eines geordneten Lebenswandels überschritt. Wie kommt er nur zu dem kühnen Namen Garibaldi und sie zu dem süßen Klang Virginia?

Selma, so abgeschlossen und unnahbar sie hinter dem Gitter ruhte, sie hatte bei Tag genug zu denken und leise Selbstgespräche zu führen. Die Nächte aber, ach die Nächte! Eine Dunkelheit kam trostloser, kälter und grauenhafter vor ihr Lager als die andere. Mit Ratten kamen sie, unzählige grobe, dicke Ungeheuer umtanzen und benagten Selmas Haus; da wurde sie klein und arm vor Angst, ihre stolzen Gedanken flohen. Und Josef Guldenbusch mußte von Morgen zu Morgen bemerken, wie rumpelig und glanzlos Selmas Fell und wie trüb ihre Augen wurden.

„Sie hat vielleicht zu wenig Lust“, dachte er und schob von da an den Deckel von der Kiste zurück. Da hofften aber die Ratten frech neben sie und stahlen und trafen ihre Nachtmahlreste weg. Sie ergab sich hinflecken der Stumpfheit, bis eines Nachts die Erlösung weich und zärtlich neben sie sprang in Gestalt von Willi, dem ritterlichen Kater. Fest wurde ihr Leben wieder warm, licht und bekam Inhalt, Willi leckte mit seiner wohlthuend rauhen Zunge ihr Fellchen glänzend glatt, daß sich in der Folgezeit Guldenbusch nur wundern mußte. Er kam natürlich bald dahinter, wie sich dieses Wunder vollzog.

Wie hegte und pflegte er alle seine Tiere, selbst die Jutta hatte es nicht schlecht. Sie wurde zu Recht für ihre peinliche Wachsamkeit belohnt. Am nächsten Sonntag mittag durfte Selma in die Wiese hüpfen, weil ihr Heim geruht wurde. O, wie freundlich sah darnach die liebe Kiste aus! Von Ratten nichts natürlich keine Spur mehr, sie hielten ängstlich den nötigen Abstand ein von Willi, dem Großen.

Es ging Selma so ausgezeichnet gut, daß Virginia, die sie eines Sonntags auf der Wiese traf, hernach zu ihrem brütenden Gemahl sagte: „Die faule Madame wird immer fetter, ich kann nicht begreifen, wie sie ihre Zeit totschlägt.“ Virginia hatte sich nämlich nur für ein paar Minuten von ihren Eiern losgemacht, während deren der Gatte sie warmgehalten mußte. Auf ihrem knappen Rundgang, ein wenig frische Luft schöpfend, traf Virginia die rund und runder gewordene Selma. Garibaldi allerdings ließ nicht gern etwas auf Selma kommen. Da aber seine Frau in dieser Zeit überaus nervös und überanstrengt war, verdrückte er seine Gegenrede in einem kleinen Krähen und hüpfte von den Eiern.



„Gelt, da springst?!“ gluckerte Virginia nun erst recht gereizt, „ja, wenn man einem Mann zumuten müßte, Kinder zu erwarten, obgottofsott, es gäbe nie welche“. Und damit machte sie sich wieder recht breit vor Wichtigkeit auf ihren neun Eiern.

Garibaldi, erpicht auf seine unbeobachtete Freiheit im Burghof, die er jetzt in größter Sicherheit ausnützen konnte, witschte eben aus dem Hühnerloch. Virginia hörte ihn nur noch die Leiter jugendlichen Schrittes hinabsteigen. Gottlob, es scharren ja sonst weit und breit keine Hennen, aber er war imstand und machte der belgischen Dame Kraxsfüße. „Gluckerdegluck“, sagte sie bösbast in sich hinein, „das nützt dir nicht viel, mein Piffikus, wenn erst neun gierige Schnäbel einmal da sind, dann kannst du den Frack lupfen und für Nahrung sorgen. Liebesdämpfe werden dann schon verdunsten. Gluckerdegluck — gluck, gluck? Et, was, die bohren ja schon? Jetzt aber schnell, jetzt aber, jetzt aber...“

Aufgeregt half die treue Henne und dann, als das letzte Eierhöckerchen heraus war, kleines, gelbwolliges Gewimmel, das zart piepste, lief sie beglückt gackernd und schreiend nach dem Hühnerloch und rief nach dem liebenden Vater.

Noch an diesem Nachmittag, den kein Wölkchen am Himmel trübte, führte Virginia ihre Nestflüchter über den Hof. Sie wußten nahe um ihren warmen, mütterlichen Körper. Garibaldi marschierte stolz hinterdrein, konnte aber nicht ganz verschleiern, daß er das fünfte Rad am Wagen war; denn gerade als die Kinderreiche mit gespreizten Flügeln an Selmas Kiste vorüberschreiten wollte, blieb eines der Rücken zurück, das der Vater sofort gelehrtig unter seinen Flügel in die Wärme, ihm leise zurend, nehmen wollte. Aber da schoß Virginia geradezu auf ihn los, daß die erschrockenen Kleinen kaum mitkamen und machte ihm eine Szene: „Das kann ich dir sagen“, gackerte sie laut und sich aufblüsternd, „ein für allemal, die Kinder, die erzehe ich“.

Am liebsten hätte er nun vor Wut gekräht, aber er dachte noch zur recht. A Zeit daran, daß der Klügere nachahmt. Wenn die kleine Brut erst merkte, wer das meiste und beste Futter fand, würde sie schon auf die rechte Seite halten und rennen. Er wollte ja durchaus kein Rabenvater sein. Er schritt daher doch stolz, obwohl beleidigt, hinter Virginia und den neun gelben Rücken drein und hätte vor allem brennend gern gewußt, wieviel Söhne in der Schar waren. Möglichsst viel Mannskent, daß der Alten für eine Zeitlang der Waß vergehen möge vor lauter Aergern. Aber am Abend, vor Freude etwas weicher geworden als sonst, verriet ihm Virginia, es seien sieben Mädels und zwei Buben!

Der Guldenschuh, vorab sein Weib, konnten von Glück sagen; denn acht Eierlegerinnen, das hattet. Natürlich würde man die Hühner verkaufen, d. h. gut verheiraten.

Also wieder nichts! dachte Garibaldi und tat, als schlief er.

Selma hatte, als sie das Mutterglück der Henne sah, einen seltsamen Stich im Innersten verspürt. Es war ihr just nicht so recht wohl, sie hatte keinen Hunger, nur Durst. Am Abend, als Guldenschuh noch das Mittagstutter vorsand, schüttelte er den Kopf und fragte: „Nun, was ist denn mit dir los? Hast dich gar übernommen die Zeit her? Auffällig rund genug bist du ja, man könnt grad meinen...“

Dann ging er ins Haus. Kaum war er drin und die Dämmerung tief hereingesunken, mußte sich Selma krümmen. Billi kroch zu ihr. Er hatte merkwürdig zu schlucken und zu schnurren, er fraß etwas. Es war unheimlich. Guldenschuh kam noch einmal an die Kiste und leuchtete mit der Stallaterne hinein. Billi kauchte mit blutigem Maul, das verblüffte den Josef. Als er daher näher zusah, sprang Billi davon, und der Pächter entdeckte, daß die brave Selma gejunzt hatte, freilich dem bösen Billi sozusagen in den Rachen.

„Drum? drum!“ dachte Guldenschuh und krante sich lange im pechschwarzen Haar. Dann trat er gedankenvoll weg.

Die Liebe Billis zu Selma hatte also doch Folgen?

Durch irgendeinen Zufall mußte Virginia schon am nächsten Morgen Kunde von dem schlimmen nächtlichen Ereignis bekommen haben. Nun, solche Leute wissen ja immer alles, die Luft trägt es ihnen zu. Sie war mit ihren Rücken überall unterwegs, traf alles Getier des Gutes an, erzählte Karline, der Kuh, Hättel, der Geiß, sogar Jutta von der heimlichen Niederkunft Selmas, der hochmütigen Belgierin.

„Da sieht man's wieder“, gackerte sie, „bei den hohen Herrschaften kommen solche Sachen auch vor, die sind um kein Haar besser als unsereins, was sage ich, unsereins, wir ihrenwerte Bürgerknecht, haben saubere Wasch. Man weiß, woher unsere Jugend kommt, und gut erzogen wird sie auch. Aber die, die? Wo hat sie ihre Schandgeburt hin? O, ich will nichts gesagt haben, niemals nicht, aber man macht sich eben doch seine Gedanken. Der Billi...“

Der Rest bl'eb Virginia entsezt im Halse stecken; denn der Kater sah auf der Stallkuffel und machte alibrische Augen auf ihre Rücken hin. Da schrie sie so laut und heftig sie konnte hinaus und flog mit gesträubten Flügeln auf ihn zu. Der Kater zog den Schwanz ein und schlief sich davon.

„Respekt, Respekt“, meckerte die gebildete Ziege.

„Solch eine mutige Mutter“, mußte die Kuh.

Aber Virginia zitterte ehrlich, zählte aufgeregt die Kinder und machte sich hastig auf den Heimweg. Jutta, die auch alles mitangesehen hatte, warte ihr nach: „Hau ihm die Raubaugen aus, hau sie ihm aus.“

„Die mußt von jetzt an immer mit“, sagte ein paar Augenblicke später Virginia im Hühnerhaus zu ihrem Mann, „ohne männlichen Schutz gehen wir nicht mehr aus“.

„Jetzt auf einmal komme ich als Mann wieder zu Ehren“, dachte Garibaldi, „warte nur, ich werde noch anders beweisen, was ich bin“, und damit besüßte er mit dem Schnabel vorsichtig eine gewisse Stelle, von der aus ihm eine zweite Sichelfeder gewiß war; denn sie stand schon um Schnabellänge gekemmt im Schatten der bisher einzigen.

Nicht genug, auch Virginia bemerkte am anderen Morgen, als sie breit geblutert einander gegenüber im sonnigen Familien-sandbad hockten: „Dein Kamm, dünkt mich, ist röter und voller geworden.“ Da konnte der beglückte Ehemann sein Geheimnis nicht mehr halten. Er drehte Virginia so temperamentvoll, daß der aufstrebende Sand fast die Rücken zudeckte, den Pürzel hin, stand auf und sagte: „Steh, Kiferiki!“

Und sie sah mit Staunen.

„Ja, ja“, meinte sie, „so langsam kommen wir jetzt auch auf einen grünen Zweig.“

Selma indessen war wieder die einzige unter dem Getier des Gutes, die litt. Sie zeigte es nicht nach außen hin, sie lag genau so vornehm ruhig hinter dem Gitter wie einst. Aber nachts ließ sie den Billi nicht mehr zu sich. Drei Nächte war er schon fern geblieben, er wollte wohl erst Gras über seine Missetat wachsen lassen. Als er es dann wieder wagte, kehrte ihm Selma die kalte Schulter hin, d. h., sie schlug mit den Hinterläufen so rasend aus, daß der zärtliche Kater von seinen Besuchen ablassen mußte. Diese Freundschaft war also dahingeschwunden. Nicht nur Guldenschuh und die Malersfamilie samt ihrem lebenswürdigen, lächeln Wolfshund Negrimm, der hiermit in den Kreis der Rheinecktiere für den Sommer eingereist sei, nicht nur sie, sondern alle Lebewesen erfuhren vom Bruch zwischen Billi und Selma. Es hieß, der Kater habe jetzt mit einer verwilderten Dorfkatze ein Zechtelmechtel, aber dies schien nur auf Abbruch gewesen zu sein, keine feste Angelegenheit; denn bald kam die Katze Bella dahinter, daß der Kater wieder, in Gnaden aufgenommen, bei Selma Nachtbesuch machte. Von ihr vernahm es Hättel, in deren Stall Bella sich ein Steckbildein mit ihrem Auserwählten gab. Von Hättel erfuhr es Virginia und darnach wußten es alle.

In der Tat, es wuchs Gras über die Sache. Selma, von den alten Sorgen gequält wie ehedem, war froh, als Billi, der Unentsagte, ihr abermals seinen Schutz anbot. Bald jedoch brach über alle der erste Rheineckwinter herein. Schnee und Kälte hielt sie eingesperrt in ihren engen Raum. Die Hähne kam in den Kuhstall, wo Karline auch in Mutterglück neben einem hübschen Kalb stand. Die Hühner überwinterten bei Hättel im Anbau. Billi sah am Ofen in der Stube. Nur Jutta blieb im Hof und biß sich mit ihren vielen warmen Säcken im Hundehaus herum.

Die Malersfamilie war in die Stadt gezogen, wo sie stets im Winter wohnte und mit ihr der wegen seiner Keufelkeit allgemein beliebte, selbst von Jutta heimlich verehrte Negrimm, der Herrschaftshund.

Die faule Zeit kam indessen allen diesen Geschöpfen zugute durch das reichliche Futter und die sorgfältige Pflege durch den großen Liebesfreund Guldenschuh. Dies zeigte sich bedeutsam, als man einander zum erstenmal wieder an einem schönen, echten Lenztage im Burghof begegnete. Karline, die Kuh, hatte zwar immer noch A-Beine und den Hängebauch, aber sie schien wohlgenährt, und man konnte vom Zählen der Rippen Abstand nehmen. Hättel wiegte sich noch voller in den Weidenhüften und machte sogar ein paar neumodische Tanzschritte, als der Josef einen Schlager piffte, den er kannte, weil er im Winter mit der Göttinger Musik probte. Ueberhaupt gab sie sich jünger als sie war, das dachte wenigstens Virginia, die übrigens augenblicklich etwas verrupft aussah, denn sie hatte gerade den Piffes (Pips) überstanden. Aber Pöhblich, Garibaldi, der Hahn, trug, schier plabend vor aufrechter Haltung, öfters als sonst fröhend, zwei Sicheln hinten. Die Kinder hatten sich gut entwickelt, rechte und schlechte, halbwichsige Streithähne und glückliches Weibervolk. O, dem Garibaldi schwell die Brust, obwohl sich mit den Söhnen nicht mehr gut Kirschen essen ließ. Es herrschten überhaupt schon nach wenigen Frühlingstagen sonderbare Verhältnisse in der Hühnerfamilie. Die Bande der Bindungen lösten sich, man kann sich ja schon denken, was die Natur den Hühnern befohl. Die drei Männer vertrugen sich schon gar nicht mehr, und eines Tages waren die jungen Kampfahnen verschwunden. Josef Guldenschuh hatte sie in einem Sack von bannen getragen. Nun herrschte Garibaldi erneut als Hahn im Korb.

Und Selma? Sie schien allsonntäglich sehr vergnügt auf ihrer Wiese zu spazieren. Sie wurde auch wieder rundlich. Billi hielt ihr die Treue und besüßte sie zärtlich jede Nacht wieder vor Ratten und Käfte. Er hatte gelernt, den Kistendeckel zurückzudrücken, der von Guldenschuh, vielleicht weil er es vergaß oder nicht für nötig fand, nicht mehr zugeschoben wurde.

(Schluß folgt.)